



## Zu meinem Bild „Quadriga & Passage“

### PROLOG

Ich male, denn schon zu Jugendzeiten merkte ich, dass das Schaffen von Bildern die umfassendste Möglichkeit ist, mich auszudrücken und in Erscheinung zu treten. Denn das Bild steht mit der Vielzahl seiner dimensional Möglichkeiten für seinen Schöpfer. Es ist ein Ding, dessen Resonanz überschaubar ist, das ganz auf den gegenwärtigen Betrachter wirken kann, ihn aber auch auf längere Zeit zu berühren vermag. Auch wenn die innere Stimmigkeit des Bildes, seine formalen und stilistischen Parameter und eine erhoffte Aussage nicht außer Acht gelassen werden dürfen, so gehört doch zur Bildung seines Organismus zunächst der forschende Weg, in unterschiedlichster Weise gepflastert. Ich bewege mich auf ihm durch Raum und Zeit. Hier verknüpfen sich die innere und äußere Welt. Es wird mir während der Arbeit am Bild zuweilen sehr bewusst, wie identisch Erlebnis- und Empfindungsprozesse des Außen und Innen erscheinen. Und genau darum geht es mir als Maler: In meiner selbst gewählten Tätigkeit der Wirklichkeit teilhaftig werden zu können.

Es mag recht seltsam klingen, doch sagt meine Erfahrung, dass es möglich ist, malend zu lernen und, verschiedenster Planspiele ähnlich, Erkenntnisse über Sein und Gewordensein zu gewinnen.

Voraussetzung dafür ist die Öffnung. Öffnung bedeutet für mich in diesem Zusammenhang die Bereitschaft, den Geschehnissen zu begegnen, sie zuzulassen, wirken zu lassen und im Inneren eine Resonanz zu erfahren, bevor es zur Reaktion kommt. Mit dieser Öffnung begegne ich sowohl gesellschaftlichen, kulturellen und künstlerischen Prozessen wie auch Naturprozessen. Besonders die heimatliche Natur und Landschaft, die ich liebe, prägte und prägt meine künstlerischen Vorstellungen, denn in ihr spielt sich ja alles ab. Und immer, wenn ich vom vorgefassten Wege abkam, erschlossen sich mir neue Blickwinkel und Erkenntnisse. So unerschwinglich es auch erscheinen mag, grundlegende Erfahrungen räumlicher, zeitlicher und geistiger Abläufe empfängt man besser, wenn man sich Zeit lässt. Der Beginn und die Entdeckung eines Weges, das ungeordnete Gelände, das Ende des Weges bzw. der Übergang zu neuen Wegen sind in der langsamen Fortbewegungsform am besten zu erleben.

Die nun folgenden Gedanken und Erinnerungen sind nicht das Bild „Quadriga & Passage“! Sie sind begleitender Natur und geben Einblicke in mein gewachsenes Empfindungsklima, das durch mein Bild transportiert werden möge.

**FOTOS**

Der Blick aus dem Fenster meiner Wohnung und meines Ateliers bringt trotz aller Vertrautheit immer wieder auch Überraschungen. Nicht nur, dass vor meinen Augen das gewohnte Ensemble alter denkmalgeschützter Arbeiter- und Gewerbequartiere durch Abriss entfernt wurde und die bis dahin verdeckte katholische Backsteinkirche in mein Blickfeld rückte, nein, auch den Wechsel von Tagesstimnungen, Jahreszeiten, Geräuschen etc. erlebe ich intensiv und verfolge sehr bewusst den ständigen Wandel, der sich in meiner nächsten Umgebung abspielt. Viele Fotografien, die diese mir wichtigen Erscheinungen und Veränderungen widerspiegeln, entstanden, sie tauchen regelmäßig, auch unverhofft beim Durchblättern und Durchsuchen des Vergangenen vor meinen Augen auf und setzen im Kontrast zur verflissenen Zeit ihre ganz eigenen Stimmungen und Bezüge frei.

Zuweilen passiert es, dass ein Foto, ein verflissener schneller Schnappschuss, der unter formell spannenden Gesichtspunkten entstanden ist, mehr sein kann, als ein zu vernachlässigender optischer Splitter. Er wird zu dem, was ich als informelle Batterie oder komplexen Akkumulator bezeichnen möchte. Das kann geschehen, wenn ein Bild zum Auslöser ineinander greifender, wichtiger Gedankengänge und Bezüge wird oder sich gemachte Erfahrungen und Erlebnisse unterschiedlichster Natur, Form und Inhalts in ganz eigener Weise in ihm schneiden.

Die mir wesentlichen Bereiche, die jeder für sich Anlässe gestalterischer Absichten enthalten können, bezeichne ich als Räume. Sie alle umkreisen mich – in ihrer Nähe meist vertraut, in der Ferne blasser werdend bis zur Auflösung. Darunter fallen der Raum der Sinne, der Raum der Träume, private Räume, die nahe und ferne Umgebung, die fernen Räume (Universum und All) und die Räume der Zeit, der Geschichte.

Wie eine Art Läuterung erfahre ich seit langen Jahren die Wintermonate, insbesondere wenn es Schnee gab, der vom Erscheinungsbild her alles am konsequentesten verändert. Alles kommt zur Ruhe, scheint zu sterben, erfriert, wird bewegungslos, gedämpft, verblasst, wird geruchlos, geräuschlos, farblos – scheinbar. Und doch sind Farben und Formen oft wesentlich klarer, nuancierter, reiner. Man konzentriert sich feiner, schärfer, der leiseste Klang wird bedeutsam, man sucht Wärme, kehrt in sich, überschaut die Ferne, sammelt sich, resümiert, legt innerlich ab, wartet auf den Neubeginn, man macht und hält sich bereit für weiteres, neues Leben. In diesem Sinne ist Winter wohl die am tiefsten inkarnierte Jahreszeit bezogen auf den endlosen Prozess von Vergehen und Werden, ist er die Zeit sich sammelnder und gesammelter Geschichte – Jahreszeit der Transformation.

**FENSTERBLICK**

Seit drei Jahren fallen mir immer wieder Fotos in die Hände, die den Blick aus meinem Atelierfenster auf die vom Schnee bedeckte Asphaltdecke des Hofes wiedergeben. Einige zeigen in Reihe stehende parkende Autos, verschneite oder unverschneite. Ein anderes Foto zeigt die asphaltierte Hoffläche nahezu unbedeckt mit all ihren Rissen, Kanten und witterungsbedingten Verfärbungen. Ein weiteres zeigt auf dem unberührten, verschneiten Grund einzig das sehr ornamentale Reifenmuster ein- und ausgeparkter Autos, wieder ein anders zeigt den mit letzten schmutzigen Schneeresten und einem chaotischen Spurengewirr bedeckten Asphalt ein- und ausgeparkter Autos. Und eins zeigt vier schwarze Flecken – Schatten geparkter Autos, die nach dem ersten Schneefall das Gelände verließen.

Letzteres Foto faszinierte mich in besonderer Weise.

Die perspektivische Verzeichnung der Kamera verändert die unbeschneit gebliebenen Schwarzflächen sehr dynamisch. Mit ihren, durch die Reifenspuren ausgefranzten Rändern verjüngen sie sich zur Bildoberkante (himmelwärts) und lassen die Spurenabdrucke wie den Schweif aufsteigender Todesengel erscheinen.

Trotz des Reizes, den all diese Aufnahmen auf mich ausstrahlten, war es bislang nicht zur Erwägung inhaltlicher Nutzung oder weiterer Verwertung gekommen. Es fehlte mir dafür nicht nur eine stichhaltige Idee, sondern das innere Bedürfnis, einem schon länger gärendem Komplex Ausdruck geben zu wollen, der durch die seltsame fotografische Erscheinungsform ein schlüssiges Symbol erhalten hatte.

Das änderte sich gegen Ende des Jahres 2009. Es ist sicher schwer zu erklären, wie und was vor sich geht, wenn man von einem Moment auf den anderen erfährt, dass ein Bild eine Formel „volle Ladung“ bekommt und es zum Träger einer Botschaft wird.

## **PROZESSE**

Prozesse laufen unbewusst immer in uns mit. Sie sind tragende Pfeiler, die das Gebäude unserer Seele stützen und erweitern. Mir scheint diese Seele dem glibbrigen Wesen eines Octopus nicht unähnlich zu sein, dessen vielzählige Arme in allen räumlichen Richtungen fühlen und nach Nahrung suchen, um dem inneren Wesen das Überleben zu sichern.

Wir sind Produkte nicht nur unserer Lebenszeit mit ihren gesellschaftlichen Ereignissen, sondern einzigartig durch die Umstände, unter denen wir sie erlebten. Diese Prägung, die uns mitgegeben ist, wird sich wohl erweitern, doch sie wird in jedweder privaten Betrachtungsweise bestimmend sein. Insofern gleicht sie einem Organ sensorischer Witterung. Mit solcherlei Mechanismen ausgerüstet, besitzen wir nicht nur ein Gespür, sondern auch ein entsprechendes Feingefühl für alles, was unserem Wesen in irgendeiner Form evident erscheint. Die innere Notwendigkeit, gepaart mit dem Verstand erzwingt dann die Handlungen.

## **ZUSAMMENHÄNGE**

So gibt es in der Geschichte ausreichende Beispiele, in denen sowohl Gesellschaften als auch einzelne Menschen von „Sternstunden“ sprechen. Es sind die Momente, die in zwingenden Situationen zu Handlungen führten, die schon lange in verschiedensten Formen der bewussten und unbewussten Erfahrungen in uns arbeiteten, die durch entsprechende äußere Einflüsse immer weiter aufgeladen, scharf gemacht, an einem Punkt X (wo auch immer er sein mag, für jeden ganz anders) zündend eine Explosion freisetzen, die als qualitativer Sprung, einem „Quantensprung“ oder einer Revolution gleichkommen kann – im besten Fall zum Gewinn des Einzelnen oder der Gesellschaft.

Mich interessieren natürlich die Zusammenhänge, die mir die Metaphorik eines Bildes zwingend erscheinen lassen.

Im oben angegebenen Bild vernetzen sich eine Vielzahl von Erlebnissen und Erfahrungen, die ich gemacht habe, die meine Gedanken oft erfüllt haben, die mich formten und prägten. Der Impuls des Bildes rührte heftig an den entsprechenden Synapsen. Mit ihm tauchte die Idee auf, das benannte Foto als Ausgangspunkt für ein großes Ölbild zu verwenden, in dem sich alle Bezüge in einer Art mythologischer Überlagerung verbinden ließen.

Nicht die Richtigkeit geschichtlicher Abläufe und deren Widerspiegelung kann hier Priorität besitzen, sondern meine Erfahrungen mit ihnen und die Umstände unter denen sie gemacht wurden. Einige dieser Komponenten möchte ich hier aufzeichnen, und ich nehme vorweg, dass sie alle mit den Phänomenen Zerfall, Befreiung, Neubeginn, ihrer Durchmischung und Parallelität zu tun haben. Es sind Erlebnis- und Gedankensplitter recht heterogener Form, die meine Sicht auf Zeiten und Orte wiedergeben, die unvergesslich geblieben sind und meine Empfindungs- und Erfahrungswelt entscheidend geprägt haben.

## **HELDENSTADT**

Ich gebe zu, dass mir bei diesem Wort nicht wohl ist und es mir so gar nicht recht über die Lippen gehen will. Doch ist es schwer, sich dagegen zu wehren, dass aus irgendeinem Grunde gewisse Geister im Nachhinein einer Stadt diesen Titel überhelfen möchten. Ich denke sicher keinesfalls als Teil einer Minorität so, ein Gros meiner Mitbürger wird es ähnlich empfinden.

Sicher ist Leipzig über die vielen Jahrhunderte hinweg eine bemerkenswerte Stadt geworden, deren

Bürger sich immer und in allen Richtungen frei zu entfalten suchten, die alle progressiven Gedanken in sich aufnahmen, mit ihnen arbeiteten, wetteiferten und zu höchsten Leistungen gelangten. Dies lässt sich für alle Bereiche der Entwicklung bestens nachweisen. Wir Leipziger wissen, was wir können, sind selbstbewusst ohne vordergründigen Stolz, sind weltoffen und den Menschen zugewandt. Wir lieben und schätzen Kontakte zu allen Menschen, die in guter Absicht mit uns handeln und sich an unserer Kultur erfreuen. Wir leben von dieser Ader nach außen. Doch all das ist nur möglich, wenn sich ein übergeordneter Bürgersinn frei entfalten kann.

Leider war dies Leipzig mehr als fünfzig Jahre lang verwehrt.

Leipzig war ausgeblutet und um vieles gebracht, was Generationen geschaffen hatten. Nur rudimentär war zu erahnen, welchen Ruhm und Reichtum meine Stadt dereinst besaß. Doch ist dieser genetische Strang auch nach fünfzigjähriger Restriktion und Demütigung scheinbar nicht zu tilgen. Die Empfänglichkeit für jeden kleinsten Zipfel frei wuchernder Entfaltung hat sich nicht verhindern lassen. Sie hat uns getragen und erhalten – als kleines Flämmchen der Zuversicht.

Unglaublich trotz allem, wie ein System mit perversen Mitteln der Macht selbst gegen eigenste Vorstellungen korrumpiert, eine Stadt und ein Land derart ruinieren und abwirtschaften konnte, ohne dass es vorweg zu erfolgreichen Zersetzungen kam, die eine akzeptable Veränderung bewirkt hätten.

Machtstrategisch war der sogenannte antagonistische Widerspruch zwischen Kirche und Atheismus sozialistischer Prägung, der in den meisten von uns durch Manipulation seit der Kindheit tiefe Spuren eingegraben hatte. Den Glauben daran, dass der Staat eine humane Vorstellung entwickeln will, die mit allen veralteten, unhaltbaren Zuständen des gewinnorientierten Wettbewerbes weltweit aufräumt (im Sinne von „Überholen ohne Einzuholen“), philosophisch untersetzt durch den Marxismus/Leninismus, war den Jugendlichen weitestgehend erfolgreich eingebläut worden. Insofern war die Kirche als Instanz mit ihrer geringfügig eingeräumten Freiheit ohnehin nicht respektabel. Dass jedoch hier der einzige Hort freier Gedanken entstand, ist dem kleinen Häufchen Pfarrern und Pastoren zu verdanken, die allen Drohungen trotzend standhielten, ihre Gemeinden nicht verrieten und an ihrem geschützten Ort, den Glauben an Freiheit nicht verweigerten. Diese Orte konnte man landesweit finden, nicht nur in der Leipziger Nikolaikirche unter den Pfarrern Wonneberger und Führer.

## **HELDEN?**

Erst durch das Amalgam der verschiedensten Bürgerbewegungen, die sich ab 1988 in Berlin gründeten, verbunden mit den Gemeinden der Kirchen und ihren Erfahrungen im jahrelangen Grabenkampf um die Menschenrechte entstand eine ernst zu nehmende Opposition.

Kurz nach der Gründung des Leipziger Neuen Forums trat ich diesem gemeinsam mit meinem Freund Ekkard Fränkel bei. Das konspirative Objekt befand sich damals in der Zweinaundorfer Straße. Mit Razzien durch das MfS war hier immer zu rechnen. Von hier aus wurden die Aktionen logistisch gesteuert, hier fanden Gespräche und Foren zu allen wichtigen Veränderungsbereichen statt, hier wurden die Strategien entwickelt, die den Weg zu internen Veränderungen einleiten sollten. Über konspirative Treffen in privaten Wohnungen wurden die Infos an die Basis und an vertraute Interessenten weitergeleitet, es fanden lange aufreibende Gespräche und Diskussionen statt, die untersetzt mit persönlichen Erfahrungen und Insiderwissen dem konkreten Zustand und den Wünschen und Vorstellungen der Menschen, ihren Ängsten in beklemmender Weise Ausdruck verliehen. An einige dieser Treffen, sowohl bei Ekki in der Lobstädter Straße als auch in meinem Atelier im Peterssteinweg 10b, habe ich noch gute Erinnerungen.

Auch die erste Demonstration, die sich vom Nikolaikirchhof löste, am 25. September 1989, und den Leipziger Ring dreiviertel umrundete, wurde von den Leuten des Neuen Forums geleitet, die sie kurz vor der „Runden Ecke“, dem Sitz des MfS, nahe dem heute abgerissenen „Blauen Wunder“, auflösten, um einer Eskalation mit der Stasi bewusst aus dem Weg zu gehen. Die Rufe waren neben „Neues Forum zulassen“ auch „Wir sind das Volk“ und „Keine Gewalt“. 5000 Leute waren erstmalig zu dieser ungesetzlichen Aktion zusammengetroffen. Ich erlebte sie hautnah vom ersten Moment an mit.

Man kann wie in allen Bereichen verschiedener Meinung darüber sein, wem, wie und wodurch in beson-

derer Weise Ehre gebührt. In der DDR hat man uns schon von Kindheit an das Bild eines sozialistischen Helden mit der Brechstange übergeholfen. – Und ehrlich gesagt, war mir das schon als junger Schüler fragwürdig. Oft ging es mir durch den Kopf: Spinne ich oder die, wenn Zusammenhänge einfach nicht passen wollten und sich Frau Hockauf oder Herr Hennicke unter ihres gleichen nicht mehr wohl fühlen durften, Neuerervorschläge durch das Verwerfen vorangegangener Neuerervorschläge prämiert wurden oder Leiter heldenhaften Widerstandes sich als größte Verbrecher entpuppten und stillschweigend aus der Nomenklatur fielen. Es muss wohl die Tat eines Menschen oder einer Gruppe in untendenziöser Form, ein gewaltiges, einzigartig-humanes Werk sein, das wirklich vorwärts weist – als Segen für die Gesellschaft oder Menschheit und frei von jeglicher Ideologie. So sah ich den Helden! Weder ist Leipzig die Stadt der Vordenker einer friedlichen Revolution gewesen, noch hat sie sich heldenhaft verhalten.

Es gab allerdings Menschen, die bereit waren für ihre Vorstellungen zu kämpfen, die sich bewusst der Gefahr aussetzten – wie in anderen Städten auch. Menschen mit Haltung. Ihnen war klar, dass das gescheiterte System letztlich ein Werk aller Bürger war, die es so geduldet, ertragen oder bewusst mitgestaltet hatten. Ja, es war eine Handlungsfrage, die in den Dreck gefahrenen Karre wieder herauszuziehen und zwar an dem Ort, wo man als lebende und handelnde Personen beteiligt war.

Ihnen ging es um das Aufräumen und Umgestalten, um Verantwortung und innere Größe, nicht um Schadenbegrenzung, Absicherung oder um das Davonlaufen. Die, die dafür auf die Straße gingen, ihre Freiheit riskierten, „Wir bleiben hier“ und „Neues Forum zulassen“ skandierten, waren anfangs gar nicht viele, ca. 5000 Menschen. Sie waren auch die ersten, die „Wir sind das Volk“ riefen.

Nach und nach erst gesellte sich die Masse der Bürger zum Demonstrationszug dazu, als die ersten Gefahren für Freiheit und Leben genommen waren, und sie skandierten plötzlich sehr lautstark „Wir sind ein Volk“ und „Deutschland einig Vaterland“. Denen tat das Bad in der Masse gut, während die Ersteren schnell überrollt wurden in ihren Vorstellungen, dieses Kapitel in Würde beenden zu wollen. Wer waren eigentlich die Helden?

### **DAS FENSTER IM PETERSSTEINWEG 10B**

Was ist davor, was dahinter, was innen, was außen? Entsteht beim Blick durch das Fenster ein ein-, zwei- oder dreidimensionales Bild? Bietet ein Fenster Schutz, Geborgenheit, oder lockt es heraus? Ist man Betrachter, Zuschauer, oder empfindet man sich als gefangen?

Es gibt wohl keine eindeutige Antwort auf diese Betrachtungsweisen, aber es gibt Fenster, die zu bestimmten Zeiten scheinbar eine besondere Bedeutung erhalten, durch Ereignisse, die diesseits und jenseits der Scheibe stattfinden.

In Erinnerung blieb mir ein Bild aus dem Jahr 1989, das Axel Krause, Neo Rauch und mich am Fenster meines Arbeitsraumes, im Peterssteinweg 10b, in der 4. Etage zeigt. Ein Fenster des bemerkenswerten Gründerzeithauses, das mit seiner Nordfassade die Spitze Ecke der Gabelung Peterssteinweg/Münz-gasse verbrach und den großartigen Blickfang vom nahen Stadtzentrum auf den südlichen Peterssteinweg bildete. Runtergekommen, im verdrecktem Terrakottaputz stand die krönende Uhr über der Attika schon Jahre lang still, so wie die Zeit, von der über Jahre nicht recht zu sagen war, ob sie vorwärts oder rückwärts lief. Hier hatte ich, auf Axels und Neos Wunsch, unsere Freundschaft durch einen „Malbund“ würdigend, ein gemeinsames Atelier ausfindig gemacht und schwarz bezogen, eine achträumige Wohnung. Die beiden befanden sich damals im vorletzten Studienjahr, und so konnte nur mir, als Absolvent und Kandidat des Verbandes Bildender Künstler, diese Aufgabe zufallen, was ihnen beste Arbeitsbedingungen außerhalb der Hochschule bot. Die Sonderregelung über Arbeitsräume (Wohnungen) für Künstler ermöglichte mir im Nachhinein eine Legalisierung.

Auch wenn der „Schuppen“ recht abgewirtschaftet war, blieb ihm allein durch die Größe, den Stuck, die Flügeltüren, die Höhe der Decken und durch die herrlichen Fenster sein mondäner Charme erhalten. Hier waren uns Konzentration, Licht, Arbeitsmöglichkeit und Geselligkeit in zentraler Lage beschieden, die wir dankend genossen, und die nicht nur aus künstlerischer Sicht fruchtbar wurden.

Vier Jahre teilten wir die Räume miteinander, die Axel und mir zuweilen auch als Ersatzwohnung dienten. Nach meiner Trennung von Jana Schwarz, der ich nach wie vor freundschaftlich verbunden bin und

sie als Künstlerin hoch schätze, wurde ein Raum auch für mich zur ungeliebten Übernachtungsstätte, da ich die gemeinsame Wohnung am Rembrandt Platz verlassen musste und auch die ehemalige Wohnung in der Rudolf-Herrmann-Straße nicht mehr zur Verfügung stand.

Legendär waren unsere Feste und Partys, die besonders durch die umfangreiche Gestaltung des Barbereiches, der aus verschiedensten Schränken zusammengeschoben wurde, die Vorgabe der Anzugsordnung sowie dem Vermögen der Damen, noch aus dem minderwertigstem Fusel einen Cocktail zu mixen, keineswegs nur im übertragenem Sinne berauschend wirkten. Mit Fahrradkorso und Feuerwerk durch die vier aufgereihten Räume endete zuweilen der ganze Spaß. Doch auch wenn es „familiärer“ blieb und wir im Wonnemonat Mai im Unstruttal auf „Weinbergschneckenjagd“ gingen, die im Atelier dann bis spät in die Nacht hinein zubereitet und verspeist wurden, oder wenn wir Geburtstage feierten, verbreitete sich im gesamten Tafelbereich eine ausgelassene Stimmung.

Lange waren unsere Tagesabläufe streng strukturiert. Gemeinsames Mittagessen mit dem dazugehörigen Spaziergang zur „Niere“ oder zur „Chinesischen Botschaft“, wie wir die Parkgaststätte damals nannten, die Kaffeepausen im schmalen, aber behaglichen Kommunikationsraum, das gemeinsame Joggen durch den Park und so mancher Abend im „Grafikkeller“ durchzogen die intensiven Arbeitsphasen. Viel Spannendes entstand hier, auch gemeinsame Projekte wie baugebundene Entwürfe zum Beispiel. Selbst wenn sich damals schon die verschiedenen künstlerischen Sichtweisen abzuzeichnen begannen und viel, fast zu viel, über Kunst gesprochen wurde, erinnere ich mich doch, wie eng beieinander unsere Vorstellungen noch waren.

Spürbar allerdings fand von Außen schon eine Würdigung unserer Arbeit statt, die eine ganze Menge nicht unwichtiger Leute in unser Atelier spülte. Von Christa und Hans-Werner Bärsch, die das Farbgeschäft der Hochschule betrieben und uns nicht nur mit den notwendigen Materialien, sondern auch mit vielen wissenswerten Ereignissen aus Hochschule oder Kollegenkreis versorgten, wurden uns regelmäßig Interessenten zugesandt, die teils aus dem Westen, teils aus dem Osten kamen. So lernten wir damals den Kreis um Klaus Bärsch kennen, dem Bruder Hans-Werners, der in Düsseldorf Philosophieprofessor (und ein Klaus Kinski Typ) war, berühmt als das Modell zum Foto des wirrköpfig die Zunge herausstreckenden Albert Einsteins und späterer Autor einer Hitlerpublikation. Wir fanden sofort Kontakt auch zu Claudia Nell-Paul, ihrem Lebenspartner Peter Gaida, zu Olaf und Christine Haas, die sich, zumeist der SPD verbunden, stark für die Kunst und Kultur in Düsseldorf und Chemnitz engagierten, uns Bilder abkauften und uns gegen Ende der DDR-Zeiten einige Male nach Düsseldorf einluden, um uns die Teilnahme an der großen Kunstaussstellung NRW zu ermöglichen. (Dies war überhaupt mein erster künstlerischer Auftritt außerhalb der DDR.)

Aber auch andere gute Leute kamen zu uns, mit denen mich teils heute noch Kontakte verbinden: darunter Gerhard Petri, der als Maler Neo und mir sehr nahe stand und mit uns gemeinsam im Kunstverein in Linz ausstellte; Reinhard Buskies, der Neo und mich zu einer Ausstellung nach Datteln-Hornenburg einlud; Hans van Gerwen aus Eindhoven, bei dem ich ausstellte und über den ich Marc Nissen kennen lernte; der Fotograf Theo Bitzer; Liane Burkhardt, die schon als junge Kunstgeschichts-Studentin mit riesiger Grafikmappe zu uns hereinschneite, um uns Blätter für die Auktion der Galerie M in Berlin-Marzahn abzuluxen, natürlich Peter Lang, Judy Lybke, Christoph Tannert etc.

Nicht anders als die Geschichte vieler Künstlergruppen verlief letztlich auch unser gemeinsamer Weg: 1989 war unsere Chemie schon auf dem absteigenden Ast.

Axels Alkoholgenuss war zur Sucht geworden und ließ ihn kaum mehr malen, auch litt er besonders an der ungebremsten Schaffensfreude, die Neo und mich erfüllte, und die auf das Interesse von Kunstliebhabern stieß, sodass wir beide häufiger Besuch im Atelier empfangen, durch die es zu Ankäufen kam.

Aber auch die Situation zwischen Neo und mir erschwerte sich. Neo hatte nach vielen Eskapaden, die sowohl er als auch Sibille Seufert hinter sich hatten, doch geheiratet. Wie stark die Liebe wirklich war, weiß ich nicht zu sagen, denn so manches Techtelmechtel vorweg, ging ja schon ewig.

Doch versprachen sich sicher beide davon Vorteile. Ich hatte damals noch kein akutes Problem damit. Neo hatte nun, was ich vorweg allerdings in Unkenntnis der Zusammenhänge gar nicht wusste, als Ehemann einen freien Reisepass, da Sibille die Enkelin eines ehemaligen hohen Funktionärs der DKP in Bayern war, der als Duz-Freund Walter Ulbrichts dieses Privileg in der Familie weiterreichen konnte. Damit stand Neo schon vor der Wende die Welt offen, obwohl Sibille in der SED und überzeugte Kommunistin war. Auch wenn Neo die Situation der DDR wach verfolgte und klar einschätzen konnte, wäre er niemals derjenige gewesen, der sich aktiv zur Opposition bekannt hätte, schon gar nicht nach der

Eheschließung. Neo versuchte schon damals seine Pfründe zu sichern, sich ruhig zu verhalten, abzuwarten, den für ihn richtigen Moment zu nutzen. Der Gefahr, sich zur Veränderung zu bekennen, seine Kunst, seinen Weg aufs Spiel zu setzen, hätte er sich nie ausgesetzt. Spürbar wurde Sibilles Einfluss auf Neo für mich von nun an in immer stärkerem Maße. Inwieweit das Neo bewusst wurde, und er es wissentlich mit trug oder gar nicht mitbekam, sei dahingestellt. In jedem Falle wurde von beiden eine Trennung unserer Wege eingeleitet, die Sibille mit epigonalen Tendenzen meiner Arbeit unterlegte, und indem Neo mir seine Überlegenheit in allen Bereichen offen ins Gesicht sagte. Schon damals wurde mir klar, dass der Wert unserer Freundschaft auf sehr tönernen Füßen stand.

Fakt ist, dass mein Arbeitsbereich seinen tangierte, da mein schmaler Raum einen entsprechenden Abstand zum Bild nur durch das Zurücktreten in die trennende Flügeltür ermöglichte. Dies war von Anfang an ein Handicap, es war nicht glücklich so, doch hatten wir uns eigentlich arrangiert.

Als unter unserem Atelier die dritte Etage frei wurde, baten mich Neo und Axel nach unten zu ziehen. In den großzügigeren Arbeitsverhältnissen verbrachte ich ein gutes halbes Jahr, veranstaltete zwei Treffen im Rahmen des Neuen Forums zu brennenden Fragen der damaligen Situation und konnte bald feststellen, wie befreiend das allein arbeiten auf mich wirkte. Unsere Trennung war ein schleicher Prozess, der sowohl mit der Vergiftung der Beziehung durch Sibille zu tun hatte als auch mit Neos permanenter Unsicherheit und Feigheit einem Freund gegenüber.

Trotz getrennter Arbeitsbereiche hatten wir dennoch häufig Kontakt und nutzten zum Essen, Reden und Feiern nach wie vor die oberen Räume gemeinsam. Durch die Wertschätzung und Bemühung von Christoph Tannert erhielten Neo und ich ein Reisestipendium von Schloss Solitude. Gemeinsam und in Verbundenheit reisten wir noch im Herbst 1990, kurz nach der Währungsunion, nach Italien. Dieser Reise verdanke ich neben den beeindruckenden Erlebnissen wesentliche Impulse für meine späteren Bilder. Viele der neuen Ideen und Gedanken fanden erst nach dem Verlassen des Ateliers im Peterssteinweg 10b ihre Realisierung in Bildern, und sie führten mich weiter von der Figur weg und zu auf eine strukturalistisch-abstraktere Malerei, die sich in neuen Form- und Farbvorstellungen äußerte.

Das erwähnte Fenster-Bild, das sich mir eingebraunt hat, gehört in die letzten beiden Monate des Jahres 1989. Ähnlich Fritz Langs „Metropolis“ kam es uns vor, als könnten wir die zu den Montagsdemonstrationen drängenden Massen durch unsere großen Fenster steuern. Eine unendliche Menschenmenge strömte Montag für Montag zu unseren Füßen mit Transparenten und Banderolen in die Innenstadt. Sie erzeugte einen magischen, aber auch beängstigenden Sog, denn keiner konnte wissen, worauf alles hinauslaufen würde. Wir nahmen auch wahr, wie schnell aus den in die Stadt rollenden Zweitaktern die Viertakter wurden. Nachdem wir uns diese bewegenden Bilder lange angeschaut hatten, machten auch wir uns fertig und folgten den Massen zur Demonstration in die Innenstadt.

Auch wenn ich noch einmal versuchen wollte, hinter die Kulissen unseres damaligen Triumvirates zu blicken, bin ich mir ganz sicher, dass ich das Fenster-Bild zwar dreidimensional aber unwiderruflich von außerhalb der Scheibe sehe.

## 9. NOVEMBER 1989

Ein enger Kontakt zu meinem befreundeten Kommilitonen Andreas Krüger, alias Andy Kern, führte mich an diesem Donnerstag in seine Wohnung nach Berlin in die Choriner Straße. Da wir beide damals leidenschaftlich mit der Kunst und der politischen Situation beschäftigt waren, wurden unsere Treffen in Leipzig und Berlin sehr wichtig, zumal mich eine Künstlerfreundschaft auch mit Ulla Walter in Schöneiche verband und Peter Lang sich häufig in Berlin aufhielt, um an Texten und Ausstellungsprojekten zu arbeiten. Berlin war für Leipziger aufregend, natürlich lockten die verschiedensten Veranstaltungen, Ausstellungen und Konzerte, die den Zeitgeist transportierten. Wenn ich auch damals mit der Stadt als solcher nicht recht warm wurde, dies hatte mit ihrer Zerrissenheit und Unorganik zu tun, schienen mir hier die Uhren schneller zu ticken, was natürlich durch den direkten Kontakt zu West-Berlin und die ständige Präsenz der Berliner Mauer in besonderer Form entstand. Unsere Treffen damals begannen meist mit dem Vorstellen unserer neuen Bilder und den Diskussionen darüber und endeten mit umfangreicheren Streifzügen durch die Kneipen des Prenzlauer Berges. Der „Oderkahn“ war ein beliebtes Ziel. Wir hatten nicht nur gute Gespräche, sondern viel Spaß, da es hier ausreichend Bier gab. Gelacht

wurde – trotz der Situation – früher weit mehr und herzlicher. Zu später Stunde verließen wir die Gaststätte. Sicher nicht auf dem direktesten Wege wankten wir zurück in die Choriner Straße. Dort, gebannt vor dem Fernsehapparat sitzend, wartete Andys damalige Freundin Andrea schon auf uns Koblode mit erstaunter Mine und den Worten: „Ihr wisst wohl gar nicht was passiert ist“? Wussten wir nicht und hätte uns im Grunde jetzt auch nicht wirklich interessiert, hätte Zeit gehabt. Doch der Fernseher zeigte unglaubliche Menschenmassen im Überschwange, mit lachenden und tränenverschmierten Gesichtern, die den Grenzübergang Bornholmer Straße passierten und sich pausenlos mit Sekt begossen, einander liebkosten und Grenzbeamte sowie wildfremde Passanten umarmten. Gut gemacht der Film – doch seltsam! Fassungslos standen wir vor den Bildern, in die immer wieder Ausschnitte der Schabowski-Rede eingestreut wurden. Wir waren fassungslos. Beinahe wäre das ganze Spektakel von uns unbenutzt geblieben. Nun mussten wir es mit eigenen Augen sehen. Also hin zur Bornholmer. Es war nach Mitternacht. Uns war in diesem Moment klar, den Spieß dreht keiner wieder um! Die Zeit war abgelautet, welcher Wahnsinn! Die Grenze stand offen. Mit diesem Gottvertrauen drehten wir um, zogen noch so manchen Absacker, bis uns der Schlaf überkam.

Zufällig war ich Zeuge eines der bedeutendsten Ereignisse der deutschen Nachkriegsgeschichte geworden, und das erfüllt mich bis heute tief wie ein Wunder. Was hatte uns allen diese Mauer genommen, wie sehr hatten wir sie gehasst? Nun war mit diesem unerwarteten Schlage nicht nur ein Symbol zerbrochen, sondern mit ihm ein ganzer Staat und folgend ein aussichtsloses System. Alles war für uns ab jetzt anders!

Den 10. November 1989 erlebte ich in großer Freude und unausdrückbar gehobener Stimmung. Nach dem späten Frühstück begab ich mich zur Jannowitzbrücke und lief dann zu Fuß zum geöffneten Grenzübergang Heinestraße. Auch hier waren Massen versammelt, doch scheinbar weit weniger als an der Bornholmer Straße. Zufällig traf ich hier den damaligen Berliner Kunsthistoriker André Meier, mit dem gemeinsam ich diesen unvergesslichen Tag erlebte. Zwar war dies bereits mein dritter Besuch Westberlins, denn vorweg wurden mir zwei Besuche durch den Verband Bildender Künstler der DDR genehmigt, doch diesmal spürte ich eine gewaltige Befreiung und Gelöstheit. Es war Kaiserwetter. Mit guten Gesprächen und wachen Augen durchstreiften wir Kreuzberg und weilten längere Zeit in den Parkanlagen des Landwehrkanals. Wir hatten kein konkretes Ziel, das wir ansteuerten, wir gingen einfach spazieren. Wie unerhört normal das sein kann! Erfüllt und betroffen kehrte ich am Abend in die Choriner Straße zurück. Das gesamte Wochenende verbrachte ich noch in Berlin. Doch bleiben meine Erinnerungen an diese Ereignisse so fokussiert, dass die Folgetage verblasst sind. Nur diese wenigen, unmittelbaren Stunden werden mir unvergesslich bleiben.

### **LEPLAYSTRASSE 3**

„Mit uns zieht die neue Zeit“, so der Vers eines alten Arbeiterkampfliedes.

Wer hier wen zog oder gezogen wurde, ob in die neue oder die alte Zeit, ist Einstellungs- und Ansichtssache. Ich jedenfalls zog um.

Doch so einfach war es nicht, noch galten die Gesetze und Regelungen der DDR, die ja noch Bestand hatte. Für mich allerdings waren die Regelungen günstig, denn wie die damalige Legalisierung des Ateliers konnte mir auch diesmal über Vergabekontingente der Abteilung Kultur eine Wohnung zugewiesen werden: Leplaystraße 3, 4. Obergeschoss. Es war eine prächtige Wohnung, über 120 qm, zwar als Teilhauptmieter, mit desolater Küche und gemeinsamer Badnutzung, was mich allerdings nicht störte. Wichtig für mich waren die drei großen Wohnräume mit Parkett und Stuck zur Südseite, keiner unter 30 qm. Der Atelierraum war komfortabel mit über 40 qm und Flügeltür zum Wohnraum. Die Küche sollte Bilderlager werden für die damals noch überschaubare Anzahl. Doch obwohl ich voller Freude die Zuweisung in den Händen hielt, konnte vorläufig kein Umzug stattfinden, da sich das Vormieterpaar, Annette Mackert und Lutz Hirschmann, vor Bezug ihrer neuen Wohnung in der Ferdinand-Rothe-Straße derart zerstritten hatten, dass Frau Mackert, als Sängerin am Gewandhaus zu Leipzig tätig, nicht mit umziehen wollte. So sah ich mich genötigt, Frau Mackert aus meiner potentiellen Wohnung herauszuklagen. Einen Schritt, den ich nicht mit gutem Gewissen ging in Kenntnis ihrer nachvollziehbaren Gründe. Doch der eigene Druck zwang mich dazu. Der Umzug erfolgte im Mai 1990. Schnell hatte ich mich mit den spartanischen Möbeln eingerichtet und mein Augenmerk sofort auf die Arbeit gelenkt, die auch gut in Gang kam und Freude machte. Schon sechs Monate später wechselte die Treuhandverwaltung der ehemaligen Erbgemeinschaft. Der neue Treuhänder, Helmut Groß(-kötz) aus München, stand

sofort in Herrschermanier auf meinem schönen Parkett, um mir in fremder Mundart klar zu machen, wer hier das Sagen hat. Unverfroren teilte er mir nach zwei Sätzen mit, dass er mir wegen Eigenbedarf kündigen wird. Dies sahen nun zwar die Regelungen des Einigungsvertrages gar nicht vor, die von einer sieben-jährigen Kündigungsfrist auf Eigenbedarf sprachen, doch war das Versprechen „bester“ Beziehungen mit Herrn Groß nun ausgemacht.

Nur ein Tauschgeschäft, „Kunst gegen Recht“ mit der Anwaltskanzlei Haug & Luttermann, verhalf mir zu einigermaßen Ruhe vor dieser „Ratte“, und ich verhalf den Herrn Anwälten im Umkehrsinne zu einer kunstvoll gestalteten Anwaltskanzlei. In Windeseile wurde aus dem Herrn Verwalter ein Hausbesitzer, der das Vorder- und Hinterhaus zum Schleuderpreis von seiner Erbgemeinschaft abkaufte. In Windeseile also wurde ich darüber ins Bild gesetzt, welche Rolle die uns so vertraute Vetternwirtschaft auch in der „Neuzeit“ zu spielen begann. Trotz juristisch klarer Regelungen füllten die bössartigen Streitigkeiten mit dieser Ratte einen Ordner. Alle Tricks, mich aus der Wohnung rauszuekeln, wurden ergebnislos angewendet. Erst 1997, nach gelöster Sperrregelung, hatte die Eigenbedarfsklage Erfolg. So wurde ich, der ich durch Klage diese Wohnung zugewiesen bekam, durch Klage wieder aus dieser Wohnung herausbuchsiert, und eine recht segensreiche Arbeitsphase wurde durch diesen Rechtspruch abgebrochen.

Das fünfetagige Haus in der Leplaystraße 3 sowie das dazugehörige Hinterhaus stand bis auf meine Etage, das Dachgeschoss und eine Wohnung unter mir leer. Der Klage auf Eigenbedarf wurde Herrn Groß aus München durch den Münchner Richter trotzdem zugesprochen. Der Richterspruch ging davon aus, dass dem Eigentümer das potentielle Recht, die leer stehenden Wohnungen als Gewinn versprechende Ferienwohnungen vermieten zu können, nicht abgesprochen werden kann, und somit der Eigenbedarf zurecht erklärt werden darf. Mein Anwalt, Herr Haug aus dem Stuttgarter Raum, stand, nachdem 5000,00 DM Abfindung im Vergleich ausgehandelt worden waren (ähnlich große Wohnungen erbrachten oft die siebenfache Abfindung), neben mir mit den Worten: „Was wollen Sie denn, wir haben Sie doch sieben Jahre erfolgreich geschützt.“

Geschützt, um es klar zu stellen, haben einzig und allein die Regelungen des Einigungsvertrages – eben bis zum verflixten siebenten Jahr. Haug war, wie sich später herausstellte, auch als Schulungsleiter für Immobilienrecht in Leipzig unterwegs. Hier gehörte mein Vermieter zur Zeit des Wohnungsstreits zu seinen Hörern.

Es ist durchaus erstaunlich, mit welcher Einfalt und Offenheit wir den Westmenschen begegneten, und auf wie viele wir ungewappnet hereinfließen, wie sehr wir uns, dem nüchternen und kalten Prozess des Umdenkens und Umlernens zum eigenen Schutze ausgeliefert sahen.

2010 stehen die Wohnungen des Hauses Leplaystraße 3 nach wie vor fast vollständig leer. Mehrere große, in den Fenstern hängende Schilder, künden seit zig Jahren: ZU VERMIETEN!

### **ROSA-LUXEMBURG-STRASSE 19/21**

Über meinen Freund Andreas Bürger, damals Leiter der Lufthansa-Niederlassung Leipzig, erfuhr ich vom Interesse der Konzentration GmbH Bonn, die als Immobilienverwalterin der SPD für die Sanierung und Nutzung der durch Restitution wiedererlangten Objekte zuständig war, dass das Objekt Rosa-Luxemburg-Straße 19/21 zum Teil kulturell genutzt werden soll. Man fragte ihn, ob er jemanden kenne, mit dem sie als Vermieter in dieser Angelegenheit in Kontakt treten könnten.

Andreas dachte sofort an meine problematische Situation, nach der Kündigung meiner Wohnung neue, geeignete und finanziell akzeptable Wohn- und Arbeitsräume finden zu müssen. So kam ich mit Christoph Lehmann, dem Geschäftsführer der Konzentration GmbH, in Kontakt.

Mit ihm begegnete mir genau das Gegenteil meines Vorvermieters, ein meinen Problemen als Künstler offener und den Notwendigkeiten meiner Arbeit zugewandter Mensch der anderen Landesseite, der klar und pragmatisch die Möglichkeiten seiner Kompetenz aufzeigte und mit mir eine Partnerschaft einging, die durch eine gemeinsame Vereinbarung die Nutzung eines Atelierbereiches im Ausgleich gegen Kunst fixierte. Da darüber hinaus für mich eine sehr schöne Wohnung zur Verfügung stand und auch die notwendige Lagerfläche für meine Bilder, sind die vergangenen vierzehn Jahre meines Hierseins für mich und die Sammlung des Willy-Brandt-Hauses recht segensreich geworden.

1997 zog ich also in das heute „Richard-Lippinski-Haus“ benannte Objekt ein. Unbekannt war es mir nicht, denn lange befand sich dort eine zu DDR-Zeiten eingerichtete Lenin-Gedenkstätte, die sich mit seinem Leipziger Aufenthalt und seiner Arbeit an der Zeitschrift „ISKRA“ beschäftigte. Jahrelang wurden die Leipziger Schüler im Rahmen der Jugendweihestunden hier durchgeschleust. Mir sind leider nur schemenhafte Bilder davon in Erinnerung, zumal die ursprüngliche Raumanordnung vor der neuen Funktionsbestimmung einen vollkommen anderen Charakter hatte.

Zur Information an dieser Stelle einige Daten des Hauses:

Seine Geschichte ist eng mit der 1894 gegründeten sozialdemokratischen „Leipziger Volkszeitung“ (LVZ) verbunden.

1901	gründeten die Leipziger Sozialdemokraten die Leipziger Buchdruckerei A.G.
1908	kaufte die A.G. das Grundstück in der damaligen Tauchaer Straße 19/21
1910	baute Oskar Schade das repräsentative Verlagsgebäude (Schade hatte bereits das Volkshaus in der Karl-Liebknecht-Straße gebaut, das zu DDR-Zeiten Ernst-Thälmann-Haus hieß und Sitz des Gewerkschaftsbundes (FDGB) war. Erst mein Freund Andreas Bürger führte mit der Gründung seiner Gaststätte im dortigen Objekt den Namen wieder ein.) Bis 1933 blieb das Haus Sitz der „LVZ“ und Parteisekretariat der SPD.
1. März 1933	Verbot der „LVZ“ und Beschlagnahme des Hauses durch die SA
8. März 1933	Verwüstung der Druckerei und Inbrandsetzung der Redaktionsräume
1934	Übereignung des Objektes an das Land Sachsen
1938	Auflösung der Buchdruckerei A.G. durch die NS-Treuhänderschaft, danach Nutzung durch das Ministerium für Arbeit und Wirtschaft Dresden sowie das Landesbauamt Leipzig
1943	Schwerer Bombentreffer im Ostflügel, völlige Zerstörung des Hofgebäudes
1946	Restitutionsanspruch der Sachsengrundstücks GmbH als Vermögensverwalterin der SED
1948	Grundbucheintrag
1954	Rechtsträgerschaft an die Stadt Leipzig
1960	Rechtsträgerschaft an die SED-Bezirksleitung
1957	Einrichtung der Lenin-Gedenkstätte im 1. Obergeschoss und massive Verfälschung der Geschichte der Sozialdemokratie, Installation einer Lenin-Gedenktafel
1990	Restitutionsantrag der SPD
1994	Rückübertragung an die Partei
1995	Beginn der Sanierungs- und Restaurierungsarbeiten unter strengen Denkmalschutzgesichtspunkten
1996	Einweihung des Büro-, Wohn- und Geschäftshauses durch Inge Wettig-Danielmeier und Karl-Heinz Kunkel, SPD

Das Leben und arbeiten in diesem Hause wurde mir von Beginn an zur Freude, da ich zu vielen hier beruflich Tätigen freundlichen Kontakt habe und als Wohntage nur das Obergeschoss ausgebaut ist. An den Wochenenden genieße ich das leere Haus und die dann vorherrschende Ruhe. Seit mehreren Jahren hat nun auch der Leipziger Bund Bildender Künstler auf der Etage unter meinem Atelier sein festes Domizil bezogen und im Erdgeschoss die Galerie VORORTOST eingerichtet. Die SPD, der Mieterbund, ein Architekturbüro sowie die Tanzschule Seifert bilden den bunten Reigen meiner Mitmieter. So ist also bislang die Vorstellung von einem der Öffentlichkeit zugewandten Haus recht gut aufgegangen.

## WIE SICH DAS RAD DER GESCHICHTE DREHT

Ich bin und werde auch immer ein Leipziger bleiben. Das hat nicht unbedingt mit meiner hiesigen Geburt zu tun, wohl aber mit prägenden Lebensabschnitten, hauptsächlich jedoch damit, wie ich mich zur Stadt stelle – in guten wie in schlechten Zeiten.

Leipzig in seiner jahrhundertelangen Entwicklung erscheint mir bis auf wenige Phasen segensreich. Die Stadtstruktur und die Bebauung zeugen in weitem Maße von gutem Geschmack und Sinnhaftigkeit, die Beziehung zwischen wirtschaftlicher und kultureller Orientierung erscheint mir nicht nur ausgewogen, sondern tragend. Selbst wenn ich als Künstler dieser Stadt davon heute persönlich kaum profitiere,

der Kunstboom an mir und den meisten gleichaltrigen Kollegen vorbeizieht. Ich laste das nicht der Stadt an, sondern den heutigen Gegebenheiten, der Ignoranz und Fehlbesetzung verschiedenster hier Handelnder, meist fremder Personen, deren Bezug zu Leipzig und seiner facettenreichen zeitgenössischen Kunst mir fragwürdig erscheint. Natürlich liegt es auch an meiner Arbeit, hinter der ich mit ganzer Aufrichtigkeit stehe, die sich allerdings dem Hype der angesagten Gegenständlichkeit verschließt und somit zwar nicht „neben der Spur“, doch fern ab von ihr läuft und auf Zeiten erwachenden Interesses hoffen muss.

Die Geschichte dreht sich wie ein Rad. Es geht natürlich voran. Doch auch wenn sich die Ausrichtung und die Frequenzen ändern, das von ihm Überrollte klebt an ihm und tritt mit Regelmäßigkeit in irgendeiner Form zurück ans Licht.

Ich lebe 52 Jahre in Leipzig, während der Kindheits- und Jugendjahre in Stötteritz, im Südosten der Stadt, von Beginn des Studiums bis 1990 in Connewitz, dem Leipziger Süden, sieben Jahre in der Leplaystraße, nahe dem Zentrum, und seit 1997 am Rande der östlichen Neustadt. Die Verlängerung meiner Rosa-Luxemburg-Straße ist die Eisenbahnstraße (die ehemalige Ernst-Thälmann-Straße), sie bildet gleichzeitig die östliche Magistrale.

Immer schon, seit der Industrialisierung der Stadt und dem Einbezug des schnell wachsenden und bebauten umliegenden Gürtels, gilt dieser Bereich als ehemals Proletarischer, als besonders arm und verrufen. Es gab lange keinen Grund, mich hier aufzuhalten. Nur die Kinos „Wintergarten“ und „Kino der Jugend“ sowie zwei originelle Fachgeschäfte waren ab und an Kontaktpunkt, ansonsten erschien das Quartier eher abstoßend. Die Häuser muffig, runtergekommen mit vielen Kriegsbrachen, die Menschen arm, grau wie die Häuserwände, hoffnungslos und verbittert. Etwas Leben brachte noch die durch die Thälmann-Straße ratternde Straßenbahn in angrenzende Läden, doch sobald man um die Ecke bog, meinte man das Elend greifen zu können. Trotz allem sollte man sich diesem recht trostlosen Eindruck nicht vollständig ausliefern. Auch hier wie überall in der Stadt und vor allem auch in den ärmeren Arbeiterquartieren gab es früher mehr Solidarität und Mitgefühl der Menschen untereinander, als wir es heute kennen. Und so schwer vorstellbar es auch erscheinen mag, die Menschen liebten ihren Kiez, weil sie einander gut kannten, in den Warteschlangen miteinander schwatzten, gleiche Schicksale durchlebten und ihre Not erfinderisch machte und zusammenzwang.

Das es mich nun in diese Ecke verschlug, habe ich trotz allem nie als Unglück empfunden, ganz im Gegenteil, es strömten viele neue Impulse auf mich ein.

Die Welt hat sich verändert, grundlegend. Das betrifft sowohl das Erscheinungsbild der hiesigen Straßen und Plätze, die Infrastruktur, am meisten aber die Menschen. Auch wenn mich heute die Fassaden und neu gestalteten Parkanlagen weit freundlicher anlächeln, viele Straßenzüge mit Bäumen bepflanzt wurden und parkende Autoschlangen Prosperität vermuten lassen, kann der Blick über den Leerstand im Viertel nicht hinwegtäuschen. Ein Makel haftet lange an einem Ort, doch ohne Phantasie, Impulse und neue Vision kann kein wirklich ausgewogener Stadtteil entstehen. Es fehlt ein attraktiver Arbeitgeber, der als zentraler Nerv das Gros der umliegenden Anwohner prägt und ihr Leben ausrichtet, so, wie es das über ein Jahrhundert lang gab, allerdings unter zumeist traurigen Umständen und verheerenden geschichtlichen Folgen.

Heute erscheint das Leben besonders in der Eisenbahnstraße recht heterogen, da sich hier das ansässige Völkergemisch aus Russen, Türken, Arabern, Vietnamesen, Griechen u.a. mit ihren adäquaten Handelsritualen und Einrichtungen recht gelassen zur Schau stellt. Der Lebensstil mutet natürlich etwas fremd an, wirkt auf mich aber eher erfrischend, in jedem Fall belebend. Seltener begegnet man hier nun dem Leipziger Urgestein. Begegnet man jungen Menschen, weiß man oft nicht, was für einen Slang sie eigentlich sprechen. Sind es Kinder ausländischer Mitbewohner, die des Deutschen noch nicht mächtig sind, oder Deutsche, die dem Deutschen nicht mehr mächtig sind? Verlässt man die Eisenbahnstraße, biegt um die Ecke, erscheinen die Seitenstraßen tot. Dort, wo früher noch Geschäfte waren, zog Aufgabe oder Insolvenz ins Haus, auch die leider zu DDR-Zeiten schon abgebrochene Eckkneipenkultur fand keine Wiederbelebung, sondern den weiteren Verfall. Nur zwei oder drei Gaststätten alten Charakters halten das Fähnlein hoch und leisten neben der Gemeinde der Neustädter Kirche den Großteil der Stadtteilkultur. Das Hotel „Leipziger Hof“ wirbt für sich mit seiner angeblichen „Galerie Leipziger Schule“, allerdings hat eine wirkliche Galerietätigkeit hier nie stattgefunden. Das sich fast ausschließlich zu Vernissagen einfindende Publikum rekrutiert sich nicht aus Anwohnern des Viertels.

Ein, zwei Massagesalons sind zu entdecken, ebenso viele halbgewalkte Pizzabuden und kleinste Billigshops. Alles wirkt sehr fragil und temporär, doch recht, wenn auch nicht wirklich gut. Tragende Steine sind all diese Zellen nicht. Gestört wirkt das Image alle mal durch die hiesige Drogenszene.

Doch wie immer seit frühester Jugend kurve ich besonders gern mit dem Rad dort herum, wo ich wohne. Und wie ein Wunder beginne ich plötzlich, den neuen Ort zu mögen, ihn durch seine zunehmende Vertrautheit als persönliche Erlebniswelt zu schätzen. Er ist nicht nur Dreh- und Angelpunkt meines Handelns, nein er bestimmt und prägt es auch, teils mehr, teils weniger.

Ich kann sie nicht zählen, die Touren, die hier begannen und im gemütlichen Ausrollen kreuz und quer hier auch ihr Ende fanden. Sehr viele waren so genannte Selbstläufer, ohne Absicht und Ziel einfach in Bewegung sein, doch häufig wurde dann die Entfernung größer und ein grober Plan vorweg geschmiedet. Die Hauptrichtung meiner Radtouren oder Spaziergänge ist wie gesagt die östliche und nordöstliche. Sehr gern schlage ich den Weg über die Brandenburger Brücke, den Mariannen-Park, entlang der Parthe (einem kleinen Flüsschen) zum Abtnaendorfer Park ein und den so genannten Parthendörfern Portitz, Plausig, Seegeritz nach Taucha folgend, wo ich im Falle des Fußweges die Runde meist beschließe und mit der Straßenbahn zurückfahre, oder ich erweitere die Runde mit dem Rad und fahre weiter über Sehlis, Bohrsdorf, Brandis, Naunhof und kehre je nach Route (um 60 km) vom Südosten kommend wieder heim. Sowohl die kleine als auch die große Runde sind für mich deshalb spannend und entspannend zugleich, weil ich schon nach kürzestem Weg das Gefühl habe, frei in der Natur zu sein, der Stadt den Rücken zu kehren.

Der Wechsel der Landschaften von Resten städtischer Architektur zu sumpfigen Auenbereichen, urigen Parkanlagen, Feldern, der Parthe, dem Bagger (eine Sandgrube bei Thekla), über den Theklaer Friedhof mit der ältesten Kirche Leipzigs, den weiten Feldern in ihrer leichten Bewegung, das Eintauchen in den mittelalterlichen Ortskern von Taucha und die weitere Umgebung im Osten mit Flüsschen, Seen, Wäldern und vielen kleinen Nestern, mit netten Kirchen und Kneipen für die eine oder andere Rast, erfüllen mich mit solchem Reiz und solcher Wohltat, dass es mir immer wieder wie ein Segen vorkommt und mich ganz selig und dankbar stimmt. Ich liebe diese Runde zu jeder Jahreszeit, besonders aber im Winter, wenn ich zum Fußmarsch gezwungen bin und sich plötzlich alles verändert hat.

## **ENTDECKUNG**

Alles verändert hatte sich auch am 24.01.2010, einem tief verschneiten und recht kühlen Sonntag. Der Himmel war wolkenverhangen im milchigem Grau, nur an einer Stelle lichtete die darüber ziehende Sonne das schwere Band etwas. Leuchtend empfand ich hingegen das Weiß des seit drei Wochen gefallenen Schnees.

Ich hatte tags zuvor noch geraume Zeit an meinem Bild gearbeitet, und nun löste diese Stimmung große Lust in mir aus, hinaus zu gehen und mir den Wind und die frische Luft um die Ohren wehen zu lassen. Mein Gedanke war u.a., einige Fotos der verschiedensten mir begegnenden Strukturen zu schießen, da die Lust ein Winterbild zu malen geraume Zeit schon in mir bohrte, und ich den Reiz kenne, der sich bei diesem Wetter oft unerwartet zur Schau stellt. Von der Brandenburger Brücke machte ich Fotos hinab über das breite, dem Bahnhofsgelände vorgelagerte Gleisnetz, das in ganzer Bildbreite pyramidenartig zu einem oberen Scheitelpunkt zusammenläuft und in seiner formalen Stringenz etwas Bezwingendes ausstrahlt. Am Ausgang des nahen Mariannenparks fällt das Gelände westlich zur Parthe hin ab. Hier liegen im weiten Bereich Sumpfwiesen, die zu einem Großteil wasserdurchsetzt sind und eigentlich nicht betreten werden können. Die länger währende Frostperiode allerdings machte dies nun möglich. Und so lief ich hinab, teils über die Grassoden rutschend auf die Uferwiesen, die, in weiten Bereichen unter Eis liegend, Reste alter Gartenparzellen, Zäune, Pfähle, Fundamentstreifen, aber auch hohes Strauch- und Krautwerk mit spitz herausstechenden Rohrbomben, Brunnenanlagen der Wasserwirtschaft und vereinzelt stehende, monumentale Bäume bargen. Silbern wie Feenhaar spiegelte sich die fahle Sonne im Eis und schwarz gluckerte das Wasser an den Stellen hervor, wo die Schollen gebrochen waren. Eine beeindruckende Kulisse! Vorbei am Schlossblick Richtung Schönefeld querte ich die Volbedingstraße und folgte der Parthe in den Abtnaendorfer Park mit seinem herrlichen Baumbestand und den morastigen Bereichen, aus denen rindenlose Stämme, umspielt von rotem Hartriegel, wie säulenartige Artefakte empor stießen. Im Herzen des Parks gibt es einen künstlich angelegten See mit griechisch anmutendem runden Nymphentempel auf kleiner Insel. Auch dieser ist nur übers Eis er-

reichbar. Unweit öffnet eine leicht aufsteigende Schneise zwischen prachtvollen Akazien den Blick zum Abtaundorfer Schloss. Hinter dem Park, immer nahe der Parthe, schlängelt sich der Weg am Reiterhof vorbei, unter dem Bahndamm hindurch, über einen Polderwiesenbereich hinüber zum Theklaer Bagger, auf dem die Kinder mit Schlitten und Schlittschuhen tobten und vereinzelt Enten schnatterten. Über den Theklaer Friedhof mit der schönen Kirche und den etwas unattraktiven Weg über die Autobahn gelangte ich nach Portitz, ins alte Dorf. Entgegen meiner gewohnten Strecke, die mich an der Kirche vorbei auf nordöstlichem Wege nach Plaußig führt, folgte ich diesmal dem markierten Mühl-Weg. Am alten Gut im westlichen Bogen durchlief ich erstmals Plaußig vom Westen her. Am späten Mittag erreichte ich dort die schöne alte Dorfkneipe, die nicht nur ein sehr gutes Speiseangebot hat, sondern auch eine sehr nette Kellnerin, die für all ihre Gäste ein verbindliches Wort findet, hier und da auch ein kleines Gespräch beginnt, ohne aufdringlich zu erscheinen. Ich aß Soljanka und anschließend Sülze, dazu ein Bier. Ursprünglich wollte ich wie gewohnt meinen Weg über die verschneiten Felder Richtung Seegeritz fortsetzen, huschte allerdings schnell noch einmal in die Gaststätte, um die nette Dame nach einem Weg nahe der Parthe durch den Wald hinüber nach Seegeritz zu fragen. Sie beschrieb ihn mit kurzen Worten. Ich folgte nun der Grundstraße über die kleine Parthenbrücke, wechselte die Straßenseite und folgte einer kleinen im Schnee gut markierten Fußspur, die mich schon bald zu einer Informationstafel führte. Auf ihr war sehr gut erkenntlich ein Naturlehrpfad abgebildet, der als Rundwanderweg das Plaußiger Wäldchen bis auf Höhe des Teiches durchzieht. Dieser Abschnitt weist eine typische Endmoränenstruktur auf, die von einem Alt-Arm der Parthe, ca. 200 m südlich von ihr, parallel begleitet wird. Das Gelände ist in seiner Ursprünglichkeit traumhaft und beeindruckt besonders durch die sehr dicht und hoch gewachsenen, scheinbar noch recht jungen Buchen, die ausgerichtet wie stramme Soldaten in der leicht einfallenden Sonne im grünen Schimmer leuchteten und einen herrlichen Kontrast zum horizontalen Altwasserarm bildeten. Ich war ganz verzaubert durch diese wunderbare Stimmung und hatte nun den eingetragenen Teich erreicht, an dem laut Karte der Lehrpfad nach Süden abbog. Da mein Ziel allerdings die westlich gelegene Verbindungsstraße zwischen Seegeritz und Taucha war, es in dieser Richtung aber weder einen Weg noch irgendwelche Fußspuren gab und vor mir auch noch der gar nicht so kleine Teich lag, entschied ich mich, meinem Orientierungssinn folgend den weiteren Weg mitten durch den Wald zu wählen. Die erste Hürde war bald genommen, denn trotz leichten Knackens hielt das Eis des Teiches, den ich vollständig überquerte. Am hinteren Ufer begann sich das Gelände nahezu vollständig zu verändern. Es wirkte nun wie aufgeworfen, ein ständiger Wechsel höher und tiefer gelegener Bereiche, auch hier bewachsen von scheinbar jüngeren Gehölzen, doch weit chaotischer, auch dichtere Untergehölze. Kreuz und quer musste ich mir nun den Weg bahnen und war recht froh, bald auf eine vereinzelt Fußspur zu stoßen, die die Menge des in die Schuhe rutschenden Schnees verringerte. Schnell wurde mir deutlich, dass es sich bei diesem Gelände keinesfalls um einen natürlich gewachsenen Boden handelte. Eindeutig war zu erkennen, dass hier ein Flächenbombardement niedergegangen sein musste. Trotz des Schnees, der oberflächlich alles so beruhigend versiegelte, fanden sich bald erste Betonreste, gebogene Pfeiler, mit weißen Fliesen besetzte Wandelemente, ein Spitzbunker, ein von einer langen Betonmauer eingeschlossenes Areal mit Wachtürmen, Schachtanlagen, Stacheldraht, immer wieder Pfeiler, Bodenplatten, Treppen- und Leitungsreste, die in die Tiefe führten und sich zuweilen wie schwarze Löcher markierten. Mir war unheimlich, auch das Fotografieren hatte ich vergessen. Das Gelände, das ich recht schwer überblicken konnte, erschien mir sehr groß, jedoch fast durchgängig als geschliffene Ruinenlandschaft. Der Schnee verschaffte dem ganzen eine ungeheuerliche Schärfe und Dramatik, die hier vorherrschenden Farben Schwarz und Weiß, die Sonne stand schon recht flach, erzeugten die Stimmung der Friedhofs- bzw. Abteibilder eines Caspar David Friedrichs, denen ja auch etwas unheimliches anhaftet. Ich überquerte den Lösegraben und lief an seiner Westseite einen Forstweg entlang zum Weg „Am Veitsberg“, dem ich weiter in westlicher Richtung folgte bis zur Grassdorfer Straße. Auch das nun nordöstlich gelegene Gelände entpuppte sich als ein gewaltiges Trümmerfeld. Jahre bin ich den Weg eigentlich nur wenige hundert Meter nördlich der Parthe von Plaußig nach Seegeritz, entweder über die Felder oder am Waldesrand entlang gefahren oder gelaufen, sommers wie winters hatte ich die Schönheit der Strecke genossen und hatte keinen leisen Schimmer, was sich in diesem Wald verbirgt. Mich überfiel heftiges Grauen. Die innere Stimmung nahm unverhofft einen akuten Wandel. Der ganze Weg nach Taucha, entlang der Grassdorfer Straße stand voller Gedanken und dem Druck, etwas über dieses so offen liegende, für jedermann zugängliche Gelände erfahren zu müssen. Klar war mir auch, dass es notwendig wäre, das gesamte Gelände zu durchstreifen und zu fotografieren. Dies passierte am 14.02.2010.

**RECHERCHE**

Bis dahin allerdings hatte ich mich bereits übers Internet kundig gemacht und bald herausgefunden, dass es sich auf besagtem Areal um die aus der Auto Union und Junkers hervorgegangenen ehemaligen Mitteldeutschen Motorenwerke GmbH Taucha handelte.

Das Erlebte wurde nun Anlass, mich grundlegender mit der Geschichte des östlichen und nordöstlichen Bereiches von Leipzig während der NS-Zeit zu beschäftigen und mir einen Einblick in diesen so unsäglichen Abschnitt zu verschaffen.

Ich war immer der Meinung, dass es zu DDR-Zeiten durchaus eine Form der Bearbeitung der NS-Zeit gab, die uns nicht unwichtig erschien. Von einer Aufarbeitung allerdings kann keine Rede sein. Wohl keiner deutschen Administration ist dies bis heute gelungen. Ansätze dazu hat es immer gegeben, doch blieb die Kraft, sie zu forcieren und in die Breite zu tragen aus den verschiedensten Gründen auf der Strecke. Keine Lehrprogramme an den Schulen, kein Hineinschleusen in Gedenkstätten können Grundlegendes bewegen, es bedarf vielfältigster Impulse, um sich an dem Thema zu entzünden, es wach zu halten. Wir können und dürfen uns an der Geschichte nicht vorbeimogeln, doch muss wohl jeder Mensch, den die Geschichte bedrängt, seinen eigenen Weg finden. Geschichte ist zuweilen eine verdammt private Angelegenheit. Erst wenn Erlebtes in Erfahrenes umschlägt, haben wir eine Erfahrung gemacht. Diese Erfahrungen sind eine ganz eigne Form von Wahrheit, denn sie sind nicht mit dem Gewesenen identisch. Und doch entzünden sie in uns Bereiche, die sich mit Menschen überschneiden, die zu anderen Zeiten gelebt haben. Insofern kann durchaus eine zeitlose Verknüpfung entstehen. Wir sind dann diesen Menschen, in ihren Freuden und ihrem Leid sehr nah. Die trennende Zeit erscheint aufgehoben. Momente dieses Zeit- Aufhebens sind Momente wirklicher Bewegung.

Auf verschiedensten Wegen habe ich mich also kundig gemacht: über Literatur, Internet, durch Ortsbegehungen, Denkmale, Ausstellungen, Gedenkstätten. Die für meine Region interessantesten Erkenntnisse stehen sehr eng mit der hiesigen Kriegsproduktion im Zusammenhang. Ich versuche dies hier in Kurzform zusammenzufassen:

Es gab vier wichtige Betriebe:

Die Leipziger Erla- Maschinenwerke und die Allgemeine Transportanlagengesellschaft (Flugzeugproduktion), die Mitteldeutschen Motorenwerke Taucha ( Flugzeugmotoren)

Diese Werke banden 40.000 Beschäftigte, davon 30% ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene, KZ-Häftlinge, 20 % deutsche Frauen, die Hugo Schneider AG (HASAG) als größter Leipziger Rüstungskonzern, der vorrangig Granaten und die hier entwickelte Panzerfaust herstellte, im Außenbetrieb Taucha vorrangig Munition. Zur Belegschaft gehörten hier allein 1945 5067 Zwangsarbeiterinnen.

Das KZ-Außenlager befand sich gegenüber dem Betriebsgelände der heutigen Permoser Straße, weitere 15 Kriegsgefangenen- und Zwangsarbeiterlager befanden sich verteilt vom Hauptbahnhof bis Paunsdorf und Taucha.

In Taucha selbst (mit Eingemeindungen) gab es 24 Lager, vorrangig Zwangsarbeiter-, Fremdarbeiter- und Kriegsgefangenenlager, darunter auch ein Außenlager des KZ Buchenwald, von denen heute fast nichts mehr zu finden ist. Kurz gesagt, es wimmelte von Gefangenen und Menschen aller Sprachen, sehr viele Frauen und Kinder waren darunter, für jeden sichtbar.

Aus der Recherche von Conne Island – CEE IEH 107, NS-Geschichte in Leipzig, geht über den Rüstungsbetrieb Hugo Schneider AG (HASAG) Leipzig, der ab 1934 Wehrmachtsbetrieb wurde, unter der Überschrift „Das KZ-Außenkommando in Leipzig“ hervor:

Das Frauenlager in Leipzig war das erste HASAG- Lager im Reichsgebiet, eines der sieben von der HASAG betriebenen Lager und eines der von insgesamt 27 Außenkommandos für Frauen des KZ Buchenwald. Das KZ-Außenlager befand sich gegenüber dem Fabrikgelände. Der spätere Kommandant des Lagers, Wolfgang Paul, wurde im Frühling 1944 beauftragt, aus dem KZ Majdanek im besetzten Polen eine Gruppe von weiblichen Inhaftierten zusammenzustellen, die sich durch besonders gründliches Arbeiten ausgezeichnet hatten (Karay, S. 33). Die etwa 600 Frauen, zumeist Polinnen, wurden erst nach Ravensbrück transportiert und mussten dort während einer 7-wöchigen Quarantäne entwürdigende medizinische Tests über sich ergehen lassen, nach denen nochmals selektiert wurde. Insgesamt

wurden 800 Frauen „ausgewählt“, um in Leipzig in der Rüstungsindustrie zu arbeiten. Im Juli 1944 wurden erneut etwa 1000 Frauen von der HASAG- Leitung aus Ravensbrück angefordert. Und August 1944 kamen weitere 1.200 Jüdinnen hinzu, die direkt aus Skarzysko-Kamienna überführt wurden. Das HASAG-Lager war dort wegen der nach Westen vorrückenden Front aufgelöst worden (Karay, S. 9,37). Insgesamt wurden in einem Zeitraum von nur einem halben Jahr (Juni–Dezember1944) 5.465 Frauen in neun Transporten überwiegend aus Ravensbrück in das Leipziger Lager gebracht (Karay, S. 39). Damit wurde die HASAG zum größten weiblichen Außenkommando Buchenwalds (Karay, S. 40).

Lagerkommandant wurde der bereits erwähnte Wolfgang Paul, der zuvor in mehreren KZ, u.a. in Schießkommandos gearbeitet hatte und in Buchenwald als besonders brutaler Henker berüchtigt war (Karay, S. 40). SS-Wachbrigaden waren für die äußere Abschirmung und SS-Aufseherinnen für die innere Bewachung zuständig. Das HASAG- Lager in Leipzig weist nach den Krupp-Werken das zahlenmäßig stärkste weibliche Wachpersonal aus (Karay, S. 43). Während verschiedener Zeitabschnitte waren in Leipzig insgesamt 59 Frauen als SS-Aufseherinnen beschäftigt. In Leipzig müssen alle von den Lagern gewusst haben. Zum einen war der Konzern lange vor dem Krieg wichtig und bekannt in der Stadt, er war ein wichtiger Arbeitgeber. Der SS-Werkschutz und die SS- Aufseherinnen wurden zum Teil direkt aus der HASAG- Belegschaft rekrutiert. Zum anderen befand sich das KZ-Lagergelände nicht außerhalb, sondern direkt am Werk, und es gab über 160 bekannte Lager in Leipzig, zum Teil mitten in der Stadt, z.B. in der Braustraße (Hesse II, S. 116- 129).

Die Politik des Lagers verfolgte eine „Zick-Zack-Strategie“ (Karay) aus Strafen und Unterdrückung sowie gelegentlichen Zugeständnissen. So gab es einige pragmatische Zugeständnisse seitens der Lagerleitung, um für ein gewisses „Wohlbefinden“ zu sorgen: Z.B. wurden den Frauen die Haare nicht geschoren und die Häftlingsnummern nicht eintätowiert, außerdem wurden die Inhaftierten nicht in Baracken, sondern in einem ehemaligen Fabrikgebäude in der Bautzener Straße untergebracht. Anscheinend wurde aus der Erfahrung der Arbeitslager im Generalgouvernement bei der HASAG geschlussfolgert, dass für die Arbeitsleistung der Frauen Hygiene wichtiger ist als ausreichende Ernährung. Es wurde eine medizinische Grundversorgung aus Angst vor Epidemien eingeführt, da ein Nachschub an Häftlingen kaum mehr möglich war, aber auch die Belegschaft sowie die unmittelbar anwohnenden Volksdeutschen zu schützen waren. Die ehemalige Inhaftierte Irena Pelka-Senko schreibt: „Das war typisch für unser Lager, es gab Gesundheitsvorsorge, während man uns wie im Vernichtungslager verhungern ließ“. [zit. nach: Karay, S. 49]

Die HASAG als profitorientierte Aktiengesellschaft wählte in Leipzig vornehmlich die „Vernichtung durch Arbeit“ gegenüber der direkten Ermordung. Arbeitsunfähige oder geschwächte Frauen wurden auch hier in Leipzig selektiert und zur Ermordung nach Buchenwald oder Auschwitz (zurück-)geschickt, so z.B. im August 1944, als alle Kinder unter 16 Jahren und ihre Mütter, die aus Skarzysko gekommen waren, nach Auschwitz deportiert wurden (Karay, S. 143f.).

Das Ende des Lagers:

Am 12. April 1945 flohen ein paar Männer aus dem Leipziger Kriegsgefangenenlager in das Frauenlager, was ihnen das Leben rettete, denn das Männerlager wurde abgebrannt. Ähnlich gingen die Deutschen auch im Abtaundorfer KZ-Außenlager vor. Die über 300 Inhaftierten, die zu krank waren, um auf den Todesmarsch geschickt zu werden, wurden in eine Baracke eingeschlossen und diese dann angezündet. Am 13. April 1945 begann die Evakuierung des HASAG- Lagers. Die Jüdinnen, Polinnen, Französinen und Russinnen mussten in separaten Blocks marschieren. Im Lager blieben nur Kranke und Schwangere sowie einige, die sich dort versteckten. Während die im Lager Zurückgebliebenen zwei Tage später befreit wurden, befand sich die Mehrheit auf dem Todesmarsch, bewacht von SS-Aufsehern und Aufseherinnen, die jede Frau erschossen, die vor Erschöpfung nicht mehr mithalten konnte. Manche Todesmärsche dauerten länger als zwei Wochen, die Gruppen waren mehrmals geteilt worden. Obwohl der Krieg de facto vorbei war und die meisten Lager befreit waren, quälten und mordeten die SS- Aufseherinnen noch bei den Märschen, bis sie selber flohen oder die Frauen von russischen oder amerikanischen Soldaten befreit wurden.

Die Alliierten richteten Durchgangslager (z.B. in Oschatz) für Flüchtlinge ein. Für viele der ehemaligen KZ-Gefangenen stellte sich die Frage, wohin sie jetzt überhaupt gehen sollten. Die jüdischen ehemaligen Zwangsarbeiterinnen wählten, wie andere Jüdinnen und Juden auch, eine von drei Möglichkeiten: Einige gingen zurück nach Polen, um überlebende Familienangehörige zu suchen, andere wanderten in die USA aus und viele warteten in den Flüchtlingslagern auf die Emigration nach Palästina (Karay, S. 203).

Das Ende der HASAG:

Die genauen Umstände sind noch nicht geklärt. Vermutlich sprengte Paul Budin, als die Alliierten bereits vor Leipzig standen, das Hauptgebäude und das Verwaltungsgebäude. Es wird angenommen, dass sich Budin und seine Familie gleich mit gesprengt hat.

Da das HASAG- Archiv bisher nicht gefunden wurde, wird davon ausgegangen, dass es ebenfalls verbrannt ist. Gegen den Prokuristen Gustav Kuhne und weitere 25 Verantwortliche der HASAG, die in Skarzysko tätig gewesen waren, wurden Verfahren eingeleitet. Die deutschen Verantwortlichen in Leipzig, wie z.B. Wolfgang Paul, wurden nach heutigem Erkenntnisstand nicht bestraft.

Im Juni 1945 wurde zunächst die Arbeit wieder aufgenommen und auf Friedensproduktion (Kochtöpfe, Lampen etc.) umgestellt. Die sowjetischen Alliierten begannen 1946 mit der Demontage der Maschinen und sprengten danach alle Gebäude, bis auf das Hauptgebäude. Die Hugo Schneider AG wurde 1947 aus dem Handelsregister gestrichen (Karay, S. 204).

Literatur:

Enzyklopädie des Holocaust, Band II, H-P, Piper Verlag, München 1998

Hesse, Klaus: 1933–1945 Rüstungsindustrie in Leipzig, Eigenverlag Leipzig 2000

Karay, Felicia: Wir lebten zwischen Granaten und Gedichten. Das Frauenlager der Rüstungsfabrik HASAG im Dritten Reich. Böhlauverlag, Köln 2001

Bedrich Prochazka: Kommt die Arbeit nicht zu Dir – Geh' Du zu ihr. Meine Erlebnisse als tschechischer Zwangsarbeiter in Leipzig 1942–1944, in: Broschüre zur Ausstellung „Erinnern für die Zukunft“ – In Erinnerung an die Zeit während des Nationalsozialismus in Leipzig, Gedenkstätte zur Erinnerung an die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter während der Zeit des Nationalsozialismus in Leipzig, Leipzig 2008

## **SCHWIERIGE VERKNÜPFUNGEN**

Neben dem ehemaligen HASAG- Generaldirektor und SS-Sturmführer Paul Budin und SA-Sturmführer Georg Mumme, als Stellvertreter, gab es weitere Direktoren, unter ihnen den Sozialdirektor und späteren Wehrwirtschaftsführer und Mitentwickler der Panzerfaust Wilhelm Renner. Von den Beschäftigten in leitender Position waren, wie für Rüstungsbetriebe üblich, nahezu 100% in der SS, der SA oder zumindest in der NSDAP (Hesse I, S. 33).

Wilhelm Renner war der Vater der durch Selbstmord verstorbenen ersten Gattin des „Kanzlers der Deutschen Einheit“, Helmut Kohl, Hannelore Kohl. Sie verbrachte die Jahre ihrer Kindheit in Leipzig. Versucht man etwas über sie, den Vater und jene Jahre zu erfahren, wird man auf zwei Biografien stoßen. Zum Einen auf: Dona Kujacinski, Peter Kohl (zweiter Sohn von Hannelore und Helmut Kohl, geb. 1965), „Hannelore Kohl: Ihr Leben“, Drömer-Knauer Verlag, München 2002 und zum anderen auf: Patricia Clough, „Hannelore Kohl: Zwei Leben“, Deutsche Verlagsgesellschaft, München 2002(03).

Beide Biografien sind in der Breite kommentiert worden, interessant allerdings, dass bei der ersten von Peter Kohl nichts Wesentliches zur Person von Hannelores Vater, Wilhelm Renner, berichtet wird. Ein Bild seiner Aufgaben und Tätigkeiten bei der HASAG wird nicht entworfen. Beschrieben wird lediglich die innige Beziehung zwischen Vater und Tochter. So heißt es u.a. über den Vater, er wäre „eine strahlende Persönlichkeit und ein gut aussehender Mann“ (S.35) gewesen. Dass diese Information über Herrn Renner dürftig ist und die gesamte Familie Kohl bei weitem besser über den Vater, Schwiegervater und Großvater im Bilde ist, davon darf man getrost ausgehen. Mehr an Information über dieses Thema bietet die ergänzte Auflage von 2003 des Buches von Patricia Clough. Auf den Seiten 44/45 heißt es: „Er (Wilhelm Renner – d.A.) wird sich dennoch glücklich geschätzt haben. Denn zur gleichen Zeit erwartete einige Abteilungsleiter und zahlreiche Angestellte der HASAG in der sowjetisch besetzten Zone ihr Gerichtsverfahren; sie wurden beschuldigt, an der Verschleppung, Misshandlung und Ermordung von KZ-Häftlingen beteiligt gewesen zu sein, und die zuständigen Justizbehörden hatten um die Auslieferung Renners ersucht.“

In einem Bericht der Sächsischen Kriminalpolizeidienststelle Döbeln, vom 18. Januar 1946, heißt es, dass die Polizei in der sowjetisch besetzten Zone nach Renner, einem „führenden Nationalsozialisten“ gefahndet habe. Von der Gendarmerie in der französischen Zone habe man die Auskunft erhalten, dass er nun in Mutterstadt/Pfalz lebe und die Justizbehörden in Döbeln formelle Schritte zu seiner Überführung eingeleitet hätten. Es finden sich in dem Dokument keine präzisen Angaben über seine Straftaten,

doch heißt es: „Durch seine Tätigkeit wurde (Renner) zum Geheimnisträger versch. nazistischer Befehle. Seine Person ist für die Landesverwaltung und die Militärbehörden von größter Wichtigkeit. Es ist bekannt, dass Renner KZ-Häftlinge in Sachsenhausen mit der Herstellung von Panzerfaustteilen beschäftigen ließ und diese besonders ausbeutete. Er soll den Ausspruch getan haben: „Ich lasse die verantwortlichen Leute, die sich in Zukunft etwas zuschulden kommen lassen, einfach hinrichten.““  
Aus der Chronik 1933-45 erfahren wir, dass 1948 25 HASAG- Mitarbeiter zum Tode bzw. zu Haftstrafen verurteilt wurden.

Es verwundert und erzürnt natürlich besonders, wenn man weiß, dass im Hause Kohl Geschichte nicht nur studiert worden ist, sondern auch geprägt wurde.

Wie stellte und stellt man sich also dem Thema Wahrheit in dieser Familie? Von wem sonst sollte man sie erwarten dürfen?

Zuweilen fassungslos stehe ich vor solchen Fragen, besonders dann, wenn Peter Kohl gemeinsam mit Peter Bessel ein durchaus informatives Buch zum Thema „Auto Union und Junkers. Die Geschichte der Mitteldeutschen Motorenwerke GmbH Taucha 1935-1948“, Steiner Verlag, Wiesbaden 2003 herausgibt und damit die Kenntnis über die Situation der in und um Taucha eingesetzten Arbeitskräfte bestätigt. Es ist das einzige, sorgsam recherchierte Buch, das sich sehr genau mit der Problematik der Mitteldeutschen Motorenwerke (MMW) und dem Ort beschäftigt, auf den ich am 24.01.2010 bei meinem Spaziergang so unvorbereitet gestoßen bin.

„Bei den in der Nachbarschaft der MMW (heute auch MIMO genannt) gelegenen Firmen Erla und HASAG waren KZ-Häftlinge zur Arbeit gezwungen. Erla war in die Arbeitskräfteplanungen des „Jägerstabes“ einbezogen, die den großangelegten Einsatz von KZ-Häftlingen vorsah. Das Lager in der Freiherr-von-Stein-Straße mit 17 Baracken (davon acht Wohnbaracken) und Trafostation wurde 1944 von den MMW an die HASAG übergeben, die dort die bei ihr beschäftigten KZ-Häftlinge unterbrachte. Das Lager wurde zu einem Außenkommando des KZ Buchenwald. Im Gegenzug erhielten die MMW von der HASAG Ende August/Anfang September 1944 Baracken für ihre Verlagerungsbetriebe in Morchenstern, Kriebethal und Kirschau geliefert. Die MMW beschäftigten nach bisherigem Erkenntnisstand keine KZ-Häftlinge. Wenn sie sich offenbar auch nicht an der brutalsten Form des „Arbeitseinsatzes“ beteiligten, so blieb der Einsatz ausländischer Arbeitskräfte doch den gesetzten Normen des Systems unterworfen“ (Kohl/Bessel, S. 176).

Großen Wert allerdings besitzt dieses Buch durch die sehr umfassende und übersichtliche Situation der Bebauungen der Gesamtanlage, Verfahrensweisen der Beschreibung zur Herstellung der Motorentypen, der Sicherung und Verlagerung der Produktion sowie den finanziellen und kriegswirtschaftlichen Aspekten, von seinen Anfängen 1935 bis zur Liquidation 1948 durch die sowjetischen Alliierten. So ist mir also ein erhellendes Stück Geschichte vermittelt worden.

Das Thema der Aufarbeitung der Verbrechen der NS-Herrschaft in Leipzig allerdings bleibt wohl ein schwieriges. Immer wieder werden der Gedenkstätte zur Erinnerung an die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in der Zeit des Nationalsozialismus in der Permoser Straße, am Fuße des ehemaligen HASAG- Hauptgebäudes, Steine in den Weg gelegt und Mittel entzogen, somit also die Vermittlung der Geschichte erschwert.

Beispiele:

- „Versöhnen nur im Ehrenamt – Sachsen lässt Leipzigerin mit Zwangsarbeiter-Gedenkstätte allein“ von Hendrik Lasch, in: Neues Deutschland vom 23.01.2001

- „Beschämende sächsische Gedenkstättenpolitik“ von Dr. Karl- Heinz Roter, Offener Brief an den Oberbürgermeister Burkhard Jung, in: Leipzigs Neue vom 02.06.2006

Vorrang genießt nun, und dahin fließen auch die Gelder, die Aufarbeitung des Unrechtsstaates DDR. Mit den bekannten Folgen: Dass unter dem Dach der Demokratie, besonders auch in Sachsen, weiterhin nationalistische Gesinnung vorrangig jüngerer Menschen blüht, die sich als Verlierer empfinden und gern nach der „Starken Hand alter Tugend“ greifen.

Für niemanden ist es einfach, den Schmerz der Geschichte zu ertragen und Geschichte zu verstehen. Weit einfacher scheint das Verdrängen und Vergessen.

Ich bin mit dem Rad und zu Fuß die wesentlichen und verdammt nahen Orte abgefahren bzw. abgelaufen, die im Nordosten Leipzigs an die Schreckensherrschaft erinnern. Zu 70% erschien das direkte Erreichen jedoch unmöglich. Nicht einmal mehr Zäune sind oft notwendig um die Areale zu markieren, zu hermetisieren oder zu schützen, die Natur waltet selbst und hat sich alles zurückgeholt. Der dichte Dornenbewuchs lässt ein Begehen zumeist nicht mehr zu. So liegen sie nun, die Narben der Geschichte, als unorganische grüne Hügel sichtbar, greifbar, doch letztlich unnahbar vor der eignen Haustür, ohne dass die muntere Gesellschaft drüber stolpert.

Es ist ein recht weiter Bogen, den mein kleiner Blick auf Leipzig wirft, auf diese eigentlich so schöne Stadt in Deutschland, der wie dem Rest der ehemaligen DDR die „Blühenden Landschaften“ versprochen worden waren. Das Versprechen konnte nicht eingelöst werden. Im Gegenteil, die Statistik hält für sie nun den traurigen Titel „Hauptstadt der Armut“ bereit. Oft, so habe ich mir gesagt, wäre es wohl besser gewesen, es hätte hier mehr Helden statt einer Heldenstadt gegeben, und uns wäre manches bittere Los erspart geblieben.

Doch dürfen wir nie vergessen, wodurch es zur Teilung unseres Landes kam, und dass die Ursachen dafür in allen Bereichen Deutschlands und seiner einstmaligen Gesinnung liegen.

Wir wollen froh sein, wieder ein Land zu sein.

Es ist im gleichen Maße wichtig, sich heute sowohl mit der Geschichte des geteilten Deutschlands zu beschäftigen als auch mit dem Wachhalten der Erinnerung an jene Geschehnisse, die dem vorweg gingen.

## **EPILOG**

Welch besseres Sinnbild könnte es für uns wohl geben als eine Quadriga gekrönte Passage durch Zeiten und Welten trennende Mauern?

Es ist durchaus erfüllend, die Momente zu erleben, an denen sich Unbewusstes mit Bewusstem verbindet und endlich eine sinnvolle Form entsteht, die der Breite der Erfahrung gerecht werden kann, ohne zu illustrieren, zu schwatzen oder den Zeigefinger zu heben, eine große Form, die Kraft hat, Inhalt zu tragen. Ich empfinde mich wie ein Glied einer langen Kette.

Mein Bild „Quadriga & Passage“ besteht aus drei Teilen: den beiden großen Tafeln „Quadriga“, der schmalen Tafel „Passage“ und aus dem vertikalem Band von neun übereinander hängenden Fotografien.

Die Auswahl der Fotos folgt verschiedenen Prämissen. Die Anzahl war natürlich aufgrund der Höhe der sie flankierenden Tafeln vorgegeben. Weiter entschied ich mich für schwarz-weiß Fotografien, um den Kontrast zum Bild zu steigern und den Effekt des Zeitumfanges widerzuspiegeln. Eine nicht unwesentliche Rolle bei der Auswahl der mir wichtigen Fotos spielte die sie verbindende Strenge ihrer grafischen Gestaltung, die auch in der Anordnung als Gesamtbild formal funktionieren musste.

Der wichtigste Aspekt jedoch ist der inhaltliche Bogen, der gespannt werden soll: Woher mein Bild kommt, wie ich es gefunden habe, und wie es mich bewegt, wie ich zwanzig Jahre deutsche Einheit erlebt habe und meinen Blick immer wieder auf die Geschichte richte, die hinter mir steht, und wie ich in der Begegnung mit dem MMW- Gelände den Dreh- und Angelpunkt für die Bildentstehung fand.